

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 10

Artikel: Schuh und Pantoffel
Autor: Knobel, Aug.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hause. Sie nahm also einen Sack voll Baum-
nüsse und brachte sie in die Ölmühle, wo die
Nüsse ausgepresst wurden, um daraus das Öl
zu gewinnen. Diese Ölpresse lag zu hinterst im
Tal an einem Wildbach und wurde vom Wasser
getrieben.

Als sie hinkam, war es bereits dunkle Nacht
geworden. Da sah sie von ferne eine große Hel-
ligkeit. Es war ein stark loderndes Feuer, wel-
ches ringsum eine große Hitze verbreitete. Vor
dem Feuer stand ein Mann, der sang und
tanzte, und rings um die Flammen saß eine
Schar Frauen, die spannen. Der Mann sang
bei seinem Tanz die Worte:

Holla, holla, holla,
Der Spinnermann ist da.
Daß Beelzebub ich werd' genannt,
Ist jener Frau noch unbekannt,
Und morgen bring ich sie hierher;
Nach Hause kehrt sie nimmermehr.

Sowie die Faule das hörte, atmete sie auf
und war froh darüber. „Jetzt weiß ich doch,
wie er heißt, und bin zufrieden, daß ich mich
nicht mehr zu fürchten brauche.“

Am folgenden Samstag kehrte der geheim-
nisvolle Spinner wirklich wie versprochen zurück
und hatte wahrhaftig all den vielen Hanf schon
gesponnen. Er klopfte an die Tür und sagte:
„Also, gute Frau, wißt ihr jetzt meinen Na-
men?“ Und dabei freute er sich bereits im stil-
len, daß er die Wette gewinne. Und sie ant-
wortete: „Heißt ihr nicht Peter?“

„Nein — jetzt ist eine Antwort vorbei.“

„Oder Paul?“

„O nein — jetzt sind's zwei Antworten.“

„Dann heißt ihr gewiß Beelzebub?“

Als der Teufel diese Worte hörte, knirschte er
vor Wut mit den Zähnen, warf die Fadenbün-
del zornig mitten in die Küche und machte sich
mit lautem Gebrüll von dannen, um vermutlich
wieder das Feuer zu schüren zuhinterst im Tal-
grunde.

Zwei Tage später sollte ihr Gemahl heim-
kommen. Da ging die Frau noch geschwind auf
die Wiese, sammelte leere Schneckenhäuser und
band sich dieselben auf den Rücken. Wie nun
der Mann heimkehrte und seine Frau umarmte,
hörte er, wie es „krack, krack, krack“ machte, so
daß er sie verwundert fragte: „Aber, was krackt
denn so an deinem Rücken, daß es scheint, als
hättest du alle Knochen zerbrochen?“ Und schlau
gab sie zur Antwort: „Das zu viele Spinnen,
mein lieber Mann, ist daran schuld, das hat
mir die Knochen zerbrochen, ach Gott, das zu
viele Spinnen!“ „Du liebe Frau,“ erwiderte
der Gatte, „mein Gott, wenn das so ist, nein,
nein, ums Himmelswillen, dann darfst du mir
nicht mehr spinnen. Ich will lieber eine ganze
Frau und dabei zerrissene Leintücher, als gute
Leintücher und eine Frau mit zerbrochenen
Gliedern!“

Und wirklich brauchte sie von diesem Tage an
nicht mehr ans Spinnrad zu sitzen, und sie leb-
ten hernach glücklich bis an ihr Ende.)*

*) Den von uns bereits empfohlenen Tessiner
Märchen von Walter Keller, Verlag von
Huber u. Co. in Frauenfeld, als Probe ent-
nommen.

Frag nicht...

Frag nicht, ob Dornen mich verwundet,
Du sollst dich nur der Rosen freun.
Komm, laß mich sie ins Haar dir flechten —
Die Dornen aber bleiben mein.

Auch sollst du mich nicht weinen sehn,
Dich grüße nur ein frohes Lied.
Die Dornen will ich heimlich bergen,
Daß niemand meine Wunden sieht.

Frag nicht, womit ich es erkaufte,
Was ich in deinen Schoß dir leg'.
Wozu das Herz dir frühe machen?
Wozu umschatten deinen Weg?

Frag nicht, ob Dornen mich verwundet,
Du sollst dich nur der Rosen freun,
Dich soll ein frohes Lied nur grüßen
Und du sollst restlos glücklich sein.

Jakob Friedli.

Schuh und Pantoffel.

Von Aug. Anobel.

Schuh ist ein germanisches Wort, für das
Jakob Grimm das gotische Zeitwort „skevian“,
gehen, als Wurzel vermutet, während andere an

einen Zusammenhang mit der Wurzel ska, sku,
bedecken, denken. Danach wäre der Schuh ent-
weder das Gehzeug oder die Fußbedeckung. Ze-

denfalls ist der Schuh ein wichtiges Bekleidungs-
mittel; auf ihm und in ihm ruht der Fuß und
somit der ganze Körper. Er ist deshalb auch ur-
alt, wenngleich er zunächst nur aus einem ein-
fachen nach dem Fuße zugeschnittenen Stück
Leder bestand wie die Sandale, hat sich aber im
Laufe der Zeit wie jedes andere Kleidungsstück
verändert und vervollkommenet.

Das Wort Pantoffel stammt aus dem seinem
Ursprunge nach italienischen *pantofola*, franzö-
sisch *pantoufle*, Stiefel geht hervor aus dem
vom lateinischen *aestas*, der Sommer, abgelei-
teten *aestivale*, italienisch *stivale*, d. h. eigent-
lich sommerliche, leichte Fußbekleidung.

Auf zierliche und geschmackvolle Herstellung
und kunstvolle Bereitung der Fußbekleidung
hat man schon von jeher Bedeutung gelegt.
Deshalb ist auch der Stoff, aus dem die Schuhe
oder die Pantoffeln hergestellt werden, verschie-
den: aus Zeug, Atlas, Seide, ja aus Gold und
Silber. Als den höchsten Luxus betrachtet eine
alte Überlieferung gläserne Schuhe. Wenn ein-
mal Mädchen sie tragen, soll nach Sibyllens
Weissagung das Ende der Welt vor der Türe
sein.

Zur Modetorheit und Narrheit wurde die
Tracht gegen Anfang des Mittelalters. Da
kamen die spitzen Schuhe, die Schnabelschuhe
auf, und die Männer trugen sie noch spitziger
als die Frauen. Der Ritter Schuhe waren so
lang geschnäbelt, daß sie wohl vor der Schlacht
die langen, unbequemen Spitzen abhieben. Als
im Jahre 1367 böhmische Ritter von Wedrow
zu Felde gezogen waren und der Kampfsitte ge-
mäß zu Fuß kämpfen wollten, wurden sie da-
ran durch ihre langen Schnabelschuhe und ihre
engen Kleider so in der freien Bewegung gehin-
dert, daß sie vom Feinde teils gefangen, teils
niedergehauen wurden.

Die einfachste Weise war, die Schuhe mit
Bast an den Füßen zu befestigen. Solche
Schuhe, die Bundschuhe, waren das Zeichen der
Anspruchslosen und Dürftigen, und der Bund-
schuh hieß eine Vereinigung der Bauern im
Bauernkriege, die einen Schuh im Feldzeichen
trugen.

Der Schuh galt in bestimmten Sitten und
Gebrauchen als Symbol der Zugehörigkeit,
der Herrschaft. Im Altnordischen herrschte
bei der Adoption und Legitimation die Sitte,
daß der Vater ein Mahl veranstaltete, einen
Ochsen schlachten und aus dessen Haut einen

Schuh machen ließ, in den zuerst er selbst,
dann der Adoptierte und die übrigen Angehö-
rigen traten. Nach altdeutscher Sitte brachte
der Bräutigam beim Verlöbniße der Braut
einen Schuh. Durch ein Paar neue Schuhe
kam die Frau in die Gewalt des Mannes.
Darum ist es die verkehrte Welt, bemerkt
Simrock, wenn vielmehr der Mann unter den
Pantoffel der Frau gerät. Mächtigere Könige
sandten den niederen ihre Schuhe zu, die diese
zum Zeichen der Unterwerfung tragen mußten.
Auch hier ist der Schuh wieder Zeichen der Ge-
walt.

Im Oldenburgischen wehrt man bösen Gei-
stern den Eintritt durch türwärts gefehrte
Schuhe. In manchen Gegenden herrscht der
Erntebrauch, einem Fremden, der das Feld
während des Mähens betritt, die Schuhe mit
einer Korngarbe zu wischen, wahrscheinlich ein
Rest der Fesselung des Fremden, der den bösen
Korngeist darstellt. Er muß sich durch ein
Trinkgeld lösen. In Westfalen wird ein Frem-
der, der vor dem Richtfeste an einem neuerbau-
ten Hause vorbeigeht, von den Bauleuten an-
gehalten, und es werden ihm die Schuhe ge-
putzt, bis er sich durch ein Trinkgeld frei macht.

Den linken Schuh darf man nicht zuerst
anziehen, weil links von übler Vorbedeutung
ist. Das Werfen des linken Schuhs gilt als
Mittel zum Bannen böser Geister. Nach deut-
schen Volksagen stillt ein Schuh, der in ein
durch Hexerei erregtes Gewitter geworfen wird,
den Sturm oder bannet den Hexenschwarm.
Schuhwechsel vertreibt Gespenster. Sieht man
irgendwo Geld brennen, so muß man einen
Schuh darauf werfen; dann kann man es auch
bei Tage heben.

Heidnische Völker hielten den Schuh für das
höchste Almosen. Der schottische Glaube emp-
fahl, einem armen Manne zuweilen ein Paar
Schuhe zu schenken; sie würden dem Geber in
der anderen Welt zugute kommen. Da müß-
ten die Menschen nämlich, so heißt es in Sim-
rocks Mythologie, über eine große mit Dornen
bewachsene Heide und könnten nicht hinüber
ohne jenes Almosen; denn der Arme werde
uns mit den geschenkten Schuhen begegnen;
wir würden sie anlegen und dann unbeschädigt
durch dick und dünn waten. Deshalb gab man
den Verstorbenen den Totenschuh mit.

Der Pantoffel ist als Zeichen der Herrschaft
das Symbol der Ehegewalt. Der Tritt auf

den Fuß oder den Schuh war Symbol der Besitzergreifung und der übernommenen Herrschaft. Daher kommen die sprichwörtlichen Redensarten: den Pantoffel führen oder schwingen, unter den Pantoffel kommen. Wer sich aber im Altertume unter den Pantoffel beugte, geriet in große Verachtung. Solch' arme Männer, die unter der Zuchttrute eines bösen Weibes stehen, verachtet das Volk auf das ärgste, und an noch vielen Orten hat es höhrende Gebräuche gegen sie gerichtet. In Hessen mußte eine Frau, die sich an ihrem Manne vergriffen hatte, verkehrt auf einem Esel durch das Dorf reiten. Im ehemaligen Fürstentume Sulda wurde dem Manne, der sich von seiner Frau

hatte schlagen lassen, das Dach des Wohnhauses abgedeckt.

In der christlichen Symbolik erscheint der Schuh als das Sinnbild des irdischen Wandels. Wer sich dem Heiligen und Himmlischen naht, bedarf des Schuhs nicht mehr und muß ihn daher ablegen. Als Moses vor Gott im feurigen Busche kniet, zieht er seine Schuhe aus. Alle Mohammedaner ziehen vor den Moscheen, alle Inder vor ihren Tempeln die Schuhe aus. Auf Kirchenbildern werden die göttlichen Personen immer unbeschuht gemalt, die Apostel in Sandalen, während die Propheten unbeschuht dargestellt sind.

Die schweizerische Porzellan-Industrie.

Das Porzellan, diese feine Zusammensetzung dreier Elemente, hat dank seiner vorzüglichen Eigenschaften durch den Wandel der Zeiten eine weittragende Bedeutung erlangt. Während früher nur die Reichsten sich den Luxus leisten konnten, einige zarte Rippchen, tanzende Figürchen, durchsichtige Täßchen als kostbare Seltenheit zu besitzen, ist es heute durch die immerfort verbilligte Herstellung ein unentbehrlicher Bedarfsartikel jeder Hausfrau geworden. Ihr Stolz richtet sich doch meistens zuerst auf die schönen, das Heim ausschmückenden Gegenstände, worunter das Porzellan eine Hauptrolle einnimmt.

Die Menschen hatten von jeher das Bedürfnis nach schönen Gefäßen. Früher waren es aber meistens Töpfe aus Lehm oder Ton, wie sie heute noch, jedoch in bedeutend verbesserter Ausführung, in unseren einheimischen Töpfereien fabriziert werden. Aus der Urform der Töpferscheibe, die schon im 19. Jahrhundert v. Ch. den Ägyptern und Assyriern bekannt gewesen ist, ist auch die heutige Porzellandscheibe hervorgegangen. Es ist ebenfalls bewiesen, daß die Chinesen schon im 2. Jahrhundert v. Ch. die Porzellanerde gekannt haben und niedliche, zarte Säckelchen mit originellen Farbenmalereien zur Ausführung brachten. Von China verbreitete sich das Porzellan nach dem industriellen Japan. In Europa ist es vorläufig nicht erwähnt, indem man die eigentliche Porzellanerde, das Kaolin, nicht finden konnte. Erst Ende des 17. Jahrhunderts n. Ch. gelang es dem Alchimisten Friedrich Böttger auf Grund jahrelanger Versuche, aus dem braun-

roten Ton von Meissen das Hartporzellan herzustellen.

In die Schweiz wanderte es erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts. Es entstanden zwei Fabriken, 1765 in Bendikon-Zürich und 1781 in Nyon am Genfersee, in welchen während ihres Bestehens Hervorragendes geleistet wurde. Die Ende des 18. Jahrhunderts durch die französische Revolution hervorgerufene, gedrückte Wirtschaftslage bereitete beiden Manufakturen ein frühes Ende.

Die Wiedereinführung des Porzellans in der Schweiz erfolgte mit der Gründung der „Porzellanfabrik Langenthal A.-G. in Langenthal“ im Jahre 1906.

Nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten ist es ihr gelungen, die Fabrikation auf eine in jeder Hinsicht beachtenswerte Stufe der Leistungsfähigkeit zu bringen. Zwar ist der Wettbewerb mit den vielen, zum Teil alten Fabriken des Auslandes gar nicht leicht. Es erfordert ständige, große Anstrengungen, um den Absatz der Erzeugnisse zu ermöglichen, was nur durch eine einsichtige Anpassung an den Geschmack der Käufer und an die sehr weitgehenden Anforderungen, die heutzutage gestellt werden, möglich ist.

Mit der Anwendung und Entwicklung der Elektrizität wurde der hohe Wert des Porzellans als Isolierstoff erkannt. Die Elektrifikation der Schweiz, Bundesbahnen und der Bedarf der Elektrizitätsindustrie und der Elektrizitätsgesellschaften führte die Porzellanfabrik Langenthal dazu, sich auch dem schwierigen Gebiete der Herstellung von elektrotechnischem Porzellan und zwar vorwiegend für Hochspan-